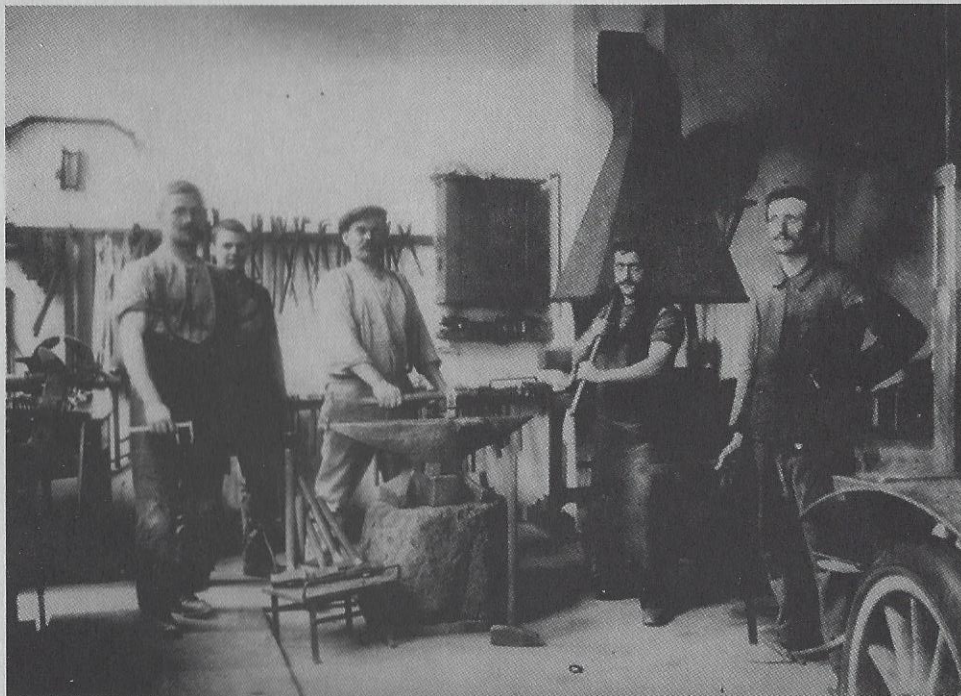


Uetiker Säfte und Kräfte

Geistige, kulturelle und physische Energien



*Eröffnungsausstellung des Uetiker Museums
November 2002*

Eine dorfspezifische Energie-Rückblende

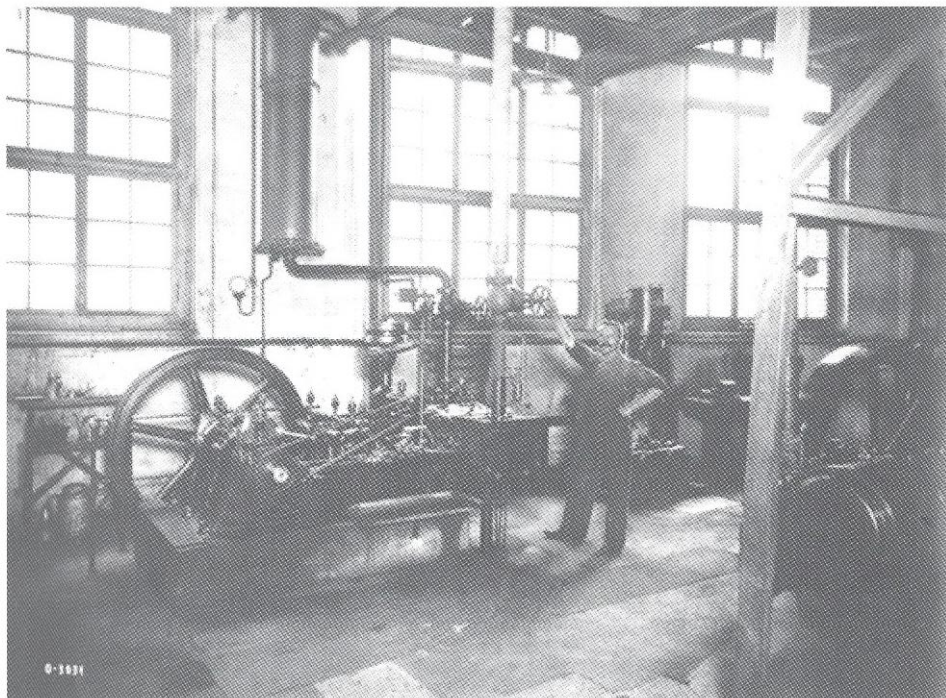
Die Ausstellung zeigt, wie sich die Verwendung von Energien in den letzten 200 Jahren verändert hat. Viele Tätigkeiten beschränkten sich früher auf eigene, körperliche Energie. Was der Mensch selber leisten konnte, war das Mass dessen, was zu erreichen möglich war. Schon früh wusste man allerdings einige Leistungen abzuschieben auf die Natur oder auf Haustiere. So zum Beispiel die Ausnutzung des Windes bei der Schifffahrt. Oder den Einsatz der Kräfte von Kühen und Pferden.



Quantensprung im Industriezeitalter

Erst das Industriezeitalter ermöglichte die Nutzung von neuen Energien. Maschinen wurden erfunden, die dem Menschen einen Teil der Arbeit abnahmen, aber auch gleich als Konkurrenz zur menschlichen Arbeitskraft empfunden wurden. Spinn- und Webmaschinen wurden konstruiert, zu deren Betrieb es anderer Energien bedurfte. Die Wasserkraft zum Beispiel. Wo diese fehlte, behalf man sich mit Ochsen oder Pferden, um die Maschinen zu betreiben.

Genau so wurde in der chemischen Produktion das Holz als Energielieferant durch die höherwertige Kohle (aus Käpfnach) ersetzt; später gewann der elektrische Strom zunehmende Bedeutung.



Die Luftkompression im Maschinenhaus der Chemischen Fabrik stellte den nötigen Luftdruck für den Materialtransport (z.B. von pulverförmigen Chemikalien) her.

Die Ausstellung soll diese Entwicklung an einigen Beispielen, die besondere Bedeutung für Uetikon hatten, aufzeigen.

Säfte für Kräfte

Motto:

"Es unghaberets Ross und en öpfelgmuesete Maa ziend kein Wage aa."

Essen und Trinken sind existenzielle Bedürfnisse, heute genau so wichtig wie früher. Nur wenden wir unvergleichlich weniger Zeit für die Herstellung auf - und geben auch meist unvergleichlich weniger Geld für die selben Güter aus als früher. Das zeigt die folgende Graphik, die die Entwicklung der Kaufkraft von 1950 bis 1990 darstellt. Zwar ist beispielsweise die Milch teurer geworden, aber da die Löhne noch stärker stiegen, sank die für den Erwerb notwendige Arbeitszeit (von 10.8 auf 4.3 Minuten). Massiv billiger wurde die elektrische Energie, ebenso massiv teurer aber der Aufenthalt im Spital.

Kaufkraft 1950 und 1990

Art und Menge des Produkts	Preis 1950	erforderliche Arbeitszeit 1950	Preis 1990	erforderliche Arbeitszeit 1990
1 l Milch	Fr. 0.48	10,8 Min.	Fr. 1.63	4,3 Min.
1 kg Brot	Fr. 0.51	11,5 Min.	Fr. 3.90	10,4 Min.
100 g Rindfleisch	Fr. 0.60	13,6 Min.	Fr. 2.80	7,5 Min.
1 kg Kartoffeln	Fr. 0.37	9,3 Min.	Fr. 1.34	3,6 Min.
100 g Kaffee	Fr. 0.75	17,1 Min.	Fr. 1.47	3,9 Min.
Elektrizität, 1 kWh	Fr. 0.33	7,4 Min.	Fr. 0.14	0,4 Min.
1 Spitaltag	Fr. 7.00	2 Std. 29	Fr. 190.00	8 Std. 26 Min.
SBB Bern-Genf retour (2. Klasse)	Fr. 23.35	8 Std. 47	Fr. 68.00	3 Std.
Miete 3-Zimmer-Wohnung Zürich	Fr. 120.67	5,3 Arbeitstage zu 8,5 Std.	Fr. 857.00	4,5 Arbeitstg. zu 8,5 Std.
VW Käfer/Golf	Fr. 5'500.00	12,2 Monate zu 170 Std.	Fr. 17'800.00	4,6 Monate zu 170 Std.

Diese Entwicklung, deren Schlussphase die Graphik darstellt, hatte weitreichende Wirkungen: So war es früher nicht nur nötig, sondern auch ökonomisch durchaus sinnvoll, mehr Güter zum eigenen Bedarf herzustellen, da sie teurer waren und die eigene Arbeitskraft billiger, wogegen die Produktion im eigenen Garten heute den Charakter eines Hobbys hat. Neben dem eigenen Garten, der zum eigenen Haus gehörte wie die Fensterläden, war durchaus Federvieh, Kaninchenzucht, das Halten eines Schweins oder gar einiger Ziegen oder einer Kuh durchaus üblich. Typisch für Uetikon war sicher der Kleinbauer oder Nebenerwerbsbauer, der mit seiner

Familie in der Stube am Weben war oder am Morgen in die "Chemische" arbeiten ging, während zu Hause die Frau für Haushalt, Kinder und das Vieh zuständig war. So weist die Volkszählung von 1850 neben 166 in der Landwirtschaft tätigen Personen (und 62 auch grösstenteils in der Landwirtschaft tätigen Diensthöten) 245 mit Seidenweberei beschäftigte Personen aus. Offenbar war Uetikon bereits ein Industriedorf, bevor die Chemische Fabrik ihre Blütezeit hatte. Hier arbeiteten als Fabrikarbeiter in jener Zeit 30 Personen. Die Arbeit, die damit verbunden war, schildert Peter Ziegler anschaulich:



"Viele Stunden verbrachte die Bäuerin im Garten, der zur Selbstversorgung der Familie diente. Kochen war in früheren Zeiten noch sehr anstrengend. Die Bauersfrau musste Wasser am Brunnen und Holz zum Kochen holen. In grossen Kupferkesseln, die an einer Kette über dem Feuer hingen, kochte sie von Rauch und Dampf eingenebelt."

(ZSZ 19.9.2002)

Zu Essen kriegte man das, was die eigene kleine Landwirtschaft, der eigene Garten hergaben. Der "Hüürepeiss" war die erste Mahlzeit mit den neuen Gemüsen und Früchten, also z.B. das erste Mal frische Kartoffeln.

Nicht besser erging es den Fabrikarbeitern, und vor allem ihren Frauen, die oft ebenfalls in der Fabrik tätig waren. Sogar in der Stadt Zürich konnten die Fabrikarbeiter auf einem Stück Land Kartoffeln und Gemüse zur Selbstversorgung anpflanzen:

Unsere Wohnung gehörte der Fabrik. Jedem Bewohner der Fabrikhäuser stand so viel Land zur Verfügung, als er bebauen konnte. Wir pflanzten Kartoffeln und Gemüse. Ich setzte Hyazinthen in ein kleines Beet.

Das schreibt Anna Klawa-Morf in ihrer Biografie. Die damit verbundene Anstrengung zum Erwerb der "Säfte", die es zum Leben braucht, zeigt der folgende Text anschaulich:

Zum Essen der Arbeiterfamilien:

Das kleine Vreni Conzett bringt dem Vater das Essen in die Fabrik, und diese Mahlzeit, Kartoffelsalat und Wurst, stellt für das kleine Mädchen einen Festschmaus dar. Bleibt ein Wurstzipfel übrig, schlingt ihn Vreni auf dem Nachhauseweg gierig herunter...

Die kulinarischen Ambitionen der Arbeiterfamilie galten noch bis Ende des 19. Jahrhunderts. Die im Korb oder Kessel mitgetragene Mittagsportion für den Familienvater entsprach meist dem höchstmöglichen Aufwand: Wenigstens der Hauptnährer soll ausreichen verpflegt werden.

Bäbel (Erinnerung der Feinweberin Barbara Kunz) kochte dem Vater das einfache Mittagessen abends vor. In ein kleines doppelbödiges Kupferkessi kam unten die Suppe und der Milchkaffee und in den Oberteil das Gemüse, abwechslungsweise mit etwas Fleisch. Für die zu Hause Essenden blieben Kartoffeln mit Zwiebelschweize als Alltagskost: Kartoffelmus mit etwas zerlassener Butter oder Polenta mit gedämpften Zwiebeln galten bereits als willkommene Abwechslung.

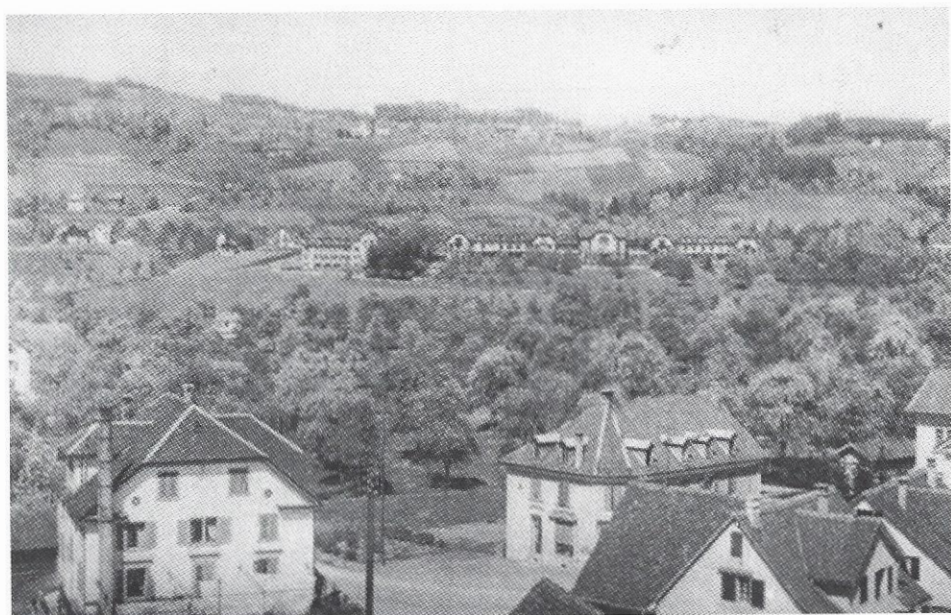
Die Zwiebeln, das Gemüse: sie stammten vom eigenen Pflanzblätz. Und dieser in Sonntagsarbeit oder in Randstunden bestellte Gemüsegarten verhalf zu einigen willkommenen Höhepunkten: die ersten Kartoffeln des Jahres, die ersten Süsserbsen. Aber auch dieses Stück Land wurde im Eiltempo besorgt. "Um 6 Uhr Feierabend, einkaufen, wieder heimrennen, Zimmer in Ordnung bringen, vorkochen auf den nächsten Tag. Dann hatten wir noch den Garten, der musste auch besorgt werden. Kurz: es war ein Höllenleben".

Aus Hanspeter Treichler "Die stillen Revolutionen"

Zu den Säften gehören die Getränke. Hier macht sich - eher als beim Essen - so etwas wie ein kleiner Luxus breit: Der Siegeszug des Kaffees geht durch alle Schichten. Man war dabei nicht wählerisch: Es ist geradezu "ungeheuerlich, welche Summen Geldes in einem einzigen Dorfe für Päckelkaffee, das heisst für jenes bränzliche Pulver aus Feigen und schlechten Obstsorten, Hülsenfrüchten, ausgegeben wird, um damit eine abscheuliche, wertlose Brühe, Kaffee genannt, herzustellen. Die alte bäuerliche Milch und Mehlsuppe musste dem magenschwächenden Kaffee, der bekanntlich nichts weiter als ein Genussmittel ist, weichen", klagt ein Lehrer im Jahre 1892. Umso schlimmer, da der Kaffee meist schwarz getrunken wird, da man kein Geld für die Milch hat...



Die Zürichseelandschaft muss auf Betrachter früherer Jahrhunderte recht eintönig gewirkt haben; standen doch an den seenahen Abhängen vor allem Reben, während Ackerland und Wiesen die Terrassen bedeckten. Dennoch kam es auch hier im Lauf der Zeit zu eingreifenden Wandlungen. Trotz des Widerstandes der Obrigkeit, die um die Versorgungssicherheit bei Missernten fürchtete, verdrängten Viehwirtschaft und Rebbau allmählich den Ackerbau. Das führte so weit, dass um 1840 festgestellt wurde, dass in Uetikon nur noch ein einziger Pflug vorhanden sei. Da in den Wiesen und Weiden zugleich viele Obstgärten angelegt wurden, nahm auch der Bestand an Obstbäumen zu. Vieh- und Obstbau dehnten sich bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts weiter aus; ab etwa 1880 auch auf Kosten des Rebbaus, der durch mangelhafte Qualität, ausländische Konkurrenz und eingeschleppte Krankheiten stark zurückgedrängt wurde.



Blick vom Sonnenhof an den Berg hinauf

Das gute Obst wurde damals gedörst, das schlechte zu Most verarbeitet; aus dem Trester wurde Schnaps gebrannt und zuletzt die Rückstände als "Zigerli" gepresst, getrocknet und als Brennmaterial verbrannt. Neben dem Wein, der teuer war, waren Schnaps und Most die beliebtesten alkoholischen Getränke. Der Titel: "Ohne Most keine Chemie" mag etwas übertrieben sein, wenn man aber an die z.T. extremen Temperaturen bei den Öfen denkt, war der Durstlöscher sicher eine Notwendigkeit.

Viele Bauern im Dorf mosteten nicht nur für sich selbst, sondern auch für die zunehmende Anzahl Fabrikarbeiter. So trug die Bauernfamilie Hämmig den Most in "Tausen" zu den Kunden, wo er in Fässern im Keller gelagert wurde. Andere Fabrikarbeiter holten alle Tage ihren Doppelliter Most, bevor sie an die harte Arbeit an den

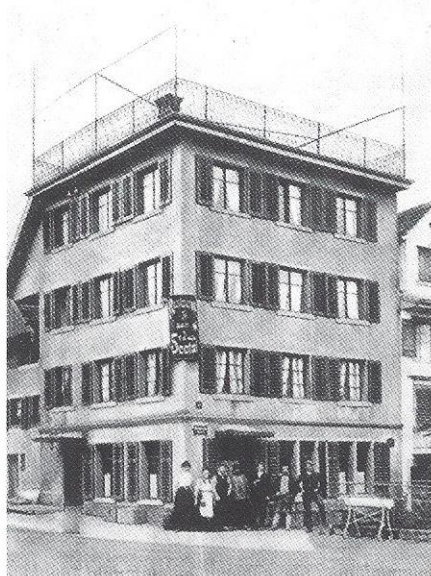
heissen Oefen gingen. Der trübe Most aus "Theiler-Birnen", den die Arbeiter bevorzugten, löschte nicht nur den Durst, sondern soll auch nahrhaft gewesen sein.

Schnaps und die Folgen

Bedenklicher als der Konsum von Most war der von Schnaps. Im Restaurant "Seetal" oder der "Alten Post" oberhalb des Bahngleises wurde frühmorgens eine Reihe Schnäpse vor das Fenster gestellt. Auf dem Weg zur Fabrik kamen die Arbeiter vorbei, kippten ein Gläschen und vermerkten die Anzahl Gläser auf einer Tafel daneben. Am Zahhtag, alle vierzehn Tage, wurde die Zeche beglichen, und es wird erzählt, dass mancher danach nicht mehr viel Geld nach Hause brachte. (Man erzählt, dies sei auch ein Grund für die Gründung der Sparkasse Uetikon im Jahre 1850 gewesen. Das Gehalt konnte so direkt an die Sparkasse überwiesen werden - und fand so den Weg nach Hause.)



Str. aus UETIKON
Restaurant zum Seetal



Restaurant Zum Seetal

Die Folgen des Alkoholkonsums schildert eindringlich die in Zürich um die Jahrhundertwende aufgewachsene Anny Klawa-Morf in ihren Lebenserinnerungen. Ihr Vater, Vertrauensmann in einer Automobilfabrik, war beliebt unter seinen Kollegen, bereitete als Alkoholiker seiner Familie aber die Hölle auf Erden.

Wer aber fragte, wie seine Familie lebte? Es kam keinem beim Abendtrunk am Biertisch in den Sinn, diese Frage zu stellen. Es war ganz selbstverständlich, nach der Arbeit einen Abstecher ins Wirtshaus zu machen. "Komm, Röbi, ich zahl dir ein Bier", hiess es dann. Oft sassen sie da bis spät in die Nacht, aus einem Glas wurden drei oder vier. Die grosse Müdigkeit nach dem Arbeitstag kam erst beim Aufstehen. Vater kam unzufrieden heim und betrat ohne Gruss die Stube. Er sah die Mutter an der Nähmaschine sitzen, und dann packte ihn die Wut über dieses armselige Leben. Wenn die Mutter um Geld bat, flog ihr manchmal das leere Portemonnaie an den Kopf.

Ähnliche Dramen werden sich auch in Uetikon abgespielt haben; dies und die Einbusse bei der Arbeitskraft haben die Fabrikherren wohl veranlasst, die Stiftung "Wohlfahrtshaus" zu gründen, die zuerst im Sonnenhof, später im neu errichteten Wohlfahrtshaus - Gemeindesaal und Kindergarten - eine alkoholfreie Wirtschaft betrieb.



Wohlfahrtshaus 1930

Neben den Kartoffeln - der wichtigsten Ernährungsgrundlage und dem Brot, das nicht immer für alle erschwinglich war, spielte auch das Obst - als Dürrobst - eine gewisse Rolle bei der Ernährung. Im Unterschied zu frischem Obst, das nicht immer als sehr nahrhaft empfunden wurde, hat Dürrobst einen guten Nährwert und war erst noch verhältnismässig preisgünstig. Deshalb war ein Vorrat Dürrobst wichtig, ersetzte dieser doch bis ins 19. Jahrhundert das tägliche Brot. Wer weiss heute noch, dass auch in späteren Krisenzeiten gedürktes Obst wieder so begehrt wurde, dass im ersten Weltkrieg die Behörden in Uetikon eine elektrische Dürranlage im Primarschulhaus einrichteten? Mitten im zweiten Weltkrieg, 1941, wurde eine Dürranlage im Grossdorf in Betrieb genommen (im Haus "Zum Weingarten"). 1942 richteten auch die Chemische Fabrik und die Firma Wirz Kipper eigene Dürrofen ein. Eine letzte Dürranlage wurde in der gemeindeeigenen Liegenschaft an der Kleindorfstrasse (Hausnummer 37) in Betrieb genommen; wegen mangelnder Nachfrage stellte sie den Betrieb 1977 ein.

Ein Kochrezept von 1922 aus einem "Kochbuch für die einfache Küche"

Gedürktes Obst

Zutaten: 250g Früchte, Zwetschgen, Apfelstückli, Kirschen etc.

Wasser

40g Zucker

1 Stück Zimt

Zubereitung: Die gedürkten Früchte werden erlesen, gewaschen und über Nacht eingeweicht. Dann werden sie mit dem Einweichwasser, dem Zucker und Zimt auf das Feuer gestellt und zugedeckt weichgekocht. - Um die Früchte etwas schmackhafter zu machen, kann man sie mit etwas Zitronensaft abschmecken.

Gedörft wurden in der Kriegszeit nicht nur Früchte, sondern auch Gemüse. In ausführlichen Aufrufen wenden sich die Behörden im August 1941 an die Bevölkerung, mit dem ganzen Pathos der Anbauschlacht:

An die Bevölkerung der Gemeinde Uetikon!

Die heutigen, politisch sehr bewegten Zeiten, sowie die in düsterem Dunkel liegende Zukunft, namentlich auch in wirtschaftlicher Hinsicht, haben weite Kreise zur vermehrten Beachtung der Tatsache geführt, dass kein Quadratmeter nutzbaren Bodens unbebaut bleiben und kein Kilogramm Nahrungsmittel verderben darf. Jeder Ueberschuss an Obst und Gemüsen soll durch eine der bekannten Konservierungsmethoden haltbar gemacht werden, um als Vorrat auf Lager gelegt werden zu können.

Ebenfalls an die Bevölkerung abgegeben wird ein Merkblatt, das ausführliche Anleitungen zum Dörren von Obst und aller möglichen Arten von Gemüse enthält:

Zurüsten der Gemüse (nach vorherigem gründlichem Waschen):
Blumenkohl: die Blumen werden einzeln aus dem Kopf gelöst und kurz gedämpft.

Bohnen: Entfädeln und erst unmittelbar vor Einlieferung in die Dörrerei kurz mit kochendem Wasser abwellen.

Kartoffeln: Nach dem Schälen in 3mm dicke Scheiben schneiden und kurz dämpfen. Zum Oxydationsschutz die geschälten und geschnittenen Rohkartoffeln unter Wasser halten.

Kohlraben- und Sellerieknollen: Schälen und in 3mm dicke Scheiben schneiden, kurz dämpfen.

Rübli: Vor dem zerkleinern in 0.5 prozentiger Sodalösung kurz abwellen, die Haut abziehen oder schaben. Die Rübli werden in Scheiben von 3mm Dicke geschnitten und kurz gedämpft.

Spinat: Möglichst wenig Stiele, keine gelben Blätter, darf nicht hochgeschossen sein. Wird nicht gedämpft.

Tomaten: Sauber abreiben und horizontal halbieren.

Weiss- und Rotkabis, Wirz: (ohne Storzen) in Blattstreifen von 3cm Breite schneiden, nicht dämpfen. Storzen in 3mm dicke Streifen schneiden, dämpfen.

Zichorienwurzeln: In 1cm grosse Würfelchen schneiden.

Zwiebeln: Schälen und in feine Streifchen schneiden.

Küchenkräuter für Suppeneinlagen: Sauber und klein geschnitten.

Aufbewahrung von Dörrgut:

Die richtige Aufbewahrung der gedörzten Ware ist von wesentlichem Einfluss auf deren Haltbarkeit. Als Verpackung eignen sich beispielsweise poröse Stoffsäcke, Papiersäcke, grüne, weithalsige Glasflaschen und grosse Konservengläser. Die Stoffsäcke sollen aufgehängt und nicht auf den Boden gestellt werden. Die Vorräte müssen von Zeit zu Zeit umgeschüttelt und dabei gut kontrolliert werden, ob die Ware einwandfrei ist.

Doch vor dem Konservieren beschäftigte man sich intensiv damit, Lebensmittel zu produzieren. Nicht nur die einzelnen Haushalte waren dazu aufgerufen, auch die Firmen wurden verpflichtet, tätig zu werden. So wurde die "Kipper- und Maschinenfabrik" von Ernst Wirz noch 1945 zur Bepflanzung von 96 Aren verpflichtet. Angebaut wurde offenbar "nur Winter- und Dörrgemüse".

Kräfte für Säfte

Lange Zeit genügte das Holz als Wärmeenergie-Spender und diente zum Heizen und zum Kochen und zum Waschen.

Dass man hier auch die Küche eines Bauernhauses - um 1800 etwa bestand fast die gesamte Bevölkerung aus Bauern - als Energiezentrum und "Fabrik" auffassen kann, illustriert sehr gut folgender Text:

Eigentliches Energiezentrum war die Küche, von hier aus heizte man den Stubenofen. Dieser wiederum erwärmte die darüber liegende Schlafkammer: also eine Konstruktionsklammer, eine Grundrissklammer Küche - Stube - Schlafzimmer! Von der Küche aus gesehen fungierte der Stubenofen als Backofen; ihm vorgelagert, auf einem Steinsockel, war der Herd mit zwei Kochstellen, Bratofen und Wasserschiff; bei jedem Einfeuern wurde gleich Wasser mitgewärmt. Der Rauch des Kochfeuers zog ab durch den Rauchfang; hier wiederum Haken, Gestelle zum Aufhängen von Rauchfleisch, Rauchwürsten. Und weitere Speichereinheiten für Dörrobst und Getreide fanden sich auf dem Dachboden. Hier lagerten beispielsweise zeh- oder zwanzigjährige Vorräte an gedörrten Kirschen in "Trögen", hölzernen Kisten: das Bauernhaus als durchdachter Organismus, als durchkonstruierte Wohnmaschine mit Lagertaschen, Vorratszellen. (H.P.Treichler: Die stillen Revolutionen)

Daneben gab es die "Feuerhäuser", die sogenannten "Wöschhüsl", in denen vielerlei Tätigkeiten stattfanden, die mit dem Feuer zu tun hatten. Neben dem Schlachten des Viehs und dem Waschen war das vor allem auch die Branntweinherstellung.



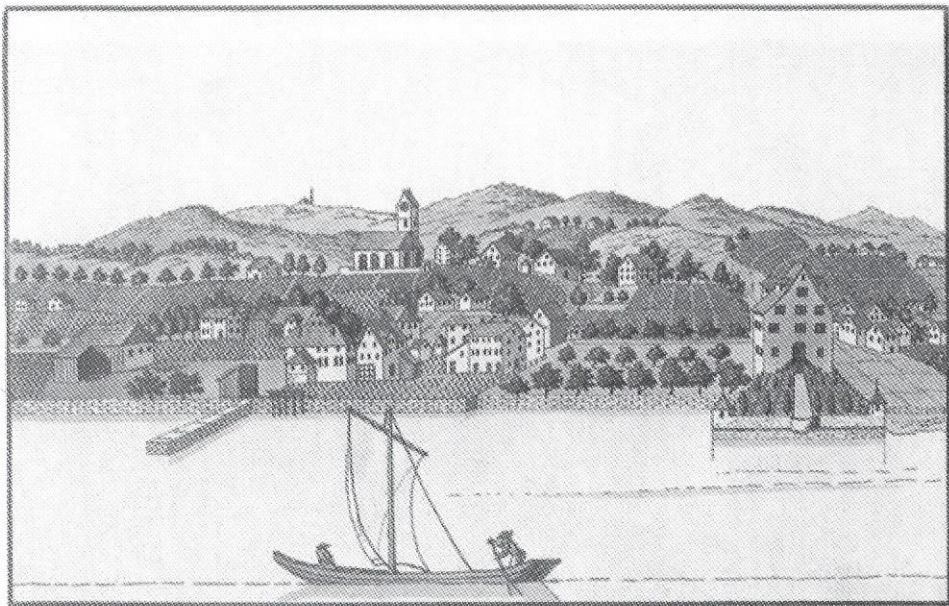
"Wöschhüsl" Grossdorf wird umgebaut zur WC- und Trafo-Anlage 1983

Wandlungen im Leben mit neuen Energien

Für grössere Wärmemengen, wie sie zum Beispiel zur Herstellung von Säuren und Laugen benötigt wurden, verwendete man die Kohle aus dem Kohlenbergwerk Käpfnach in Horgen. Auch für den Transport mit den Schiffen benötigte man Kohle zum Betrieb der Dampfschlepper und später der Dampflokomotiven. Für die Beleuchtung genügten lange Zeit Kerzen. In grösseren Anlagen wie in der Chemischen Fabrik wurde Leuchtgas verwendet. Mit der Erfindung der elektrischen Beleuchtung eröffnete sich ein neues Feld. Schon vor der Wende zum 20. Jahrhundert führte die Chemische die elektrische Beleuchtung ein, die mit Strom aus einem Dampfgenerator betrieben wurde. Und sie liess den Strom auch ins Dorf fliessen.

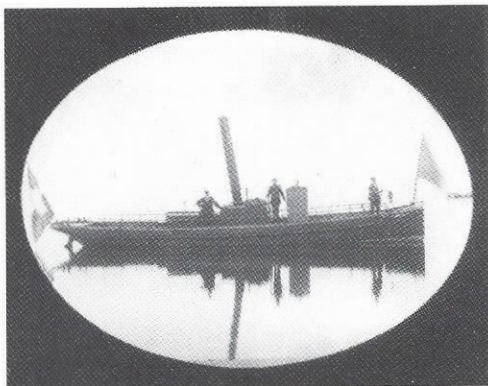
Die chemische Fabrik ist eng mit dem Zürichsee verbunden. Ihre Gründer waren Schifferleute, die auf den Markt gingen und Handel trieben. Vermutlich lernten sie dabei die Stoffe kennen, die sie später selbst herstellten. Wichtiger war wohl noch die Förderung und Unterstützung durch den erfolgreichen Industriellen und Teilhaber der mechanischen Baumwollspinnerei Cramer & Rüegg in Zürich, der die späteren Fabrikgründer in seiner Firmas beschäftigte. Nach einem ersten, gescheiterten Anlauf mit einer Spinnerei bot sich die Möglichkeit, die Produktion von Kupfer- und Eisensulfat (Kupfer- und Eisenvitriol) und Schwefelsäure (Vitriolöl) aufzunehmen.

Der Zürichsee war für den wachsenden Betrieb von entscheidender Bedeutung als Verkehrsweg. Das zeigt die Schilderung eines Unglücks von Paul Schnorf-Hausmann in seinen Jugendjahren: "Am Boden liegt einer bewusstlos, auf dem Bett einer, der nicht viel Leben zeigt, und auf der Bank an der Wand windet einer seine nassen Kleider aus und erzählt, was geschehen war. Mit einem Ledischiff leerer Flaschen sind sie vom Unwetter überrascht worden. Die Flaschen sind über Bord gegangen und das Schiff hatte sich gefüllt. Der "Linthescher" hat die Leute gerettet..."



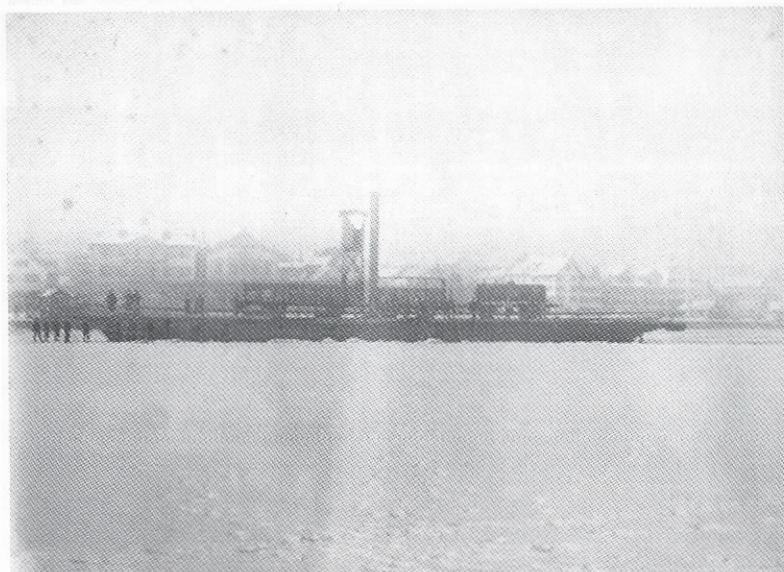
Altes Transportschiff mit Segeln vor der Haab
(Kupferstich von Heinrich Brupbacher um 1790)

Später, ab 1890, setzte die Fabrik für Rohmaterialtransporte einen eigenen Schleppdampfer ein, die "Möve".

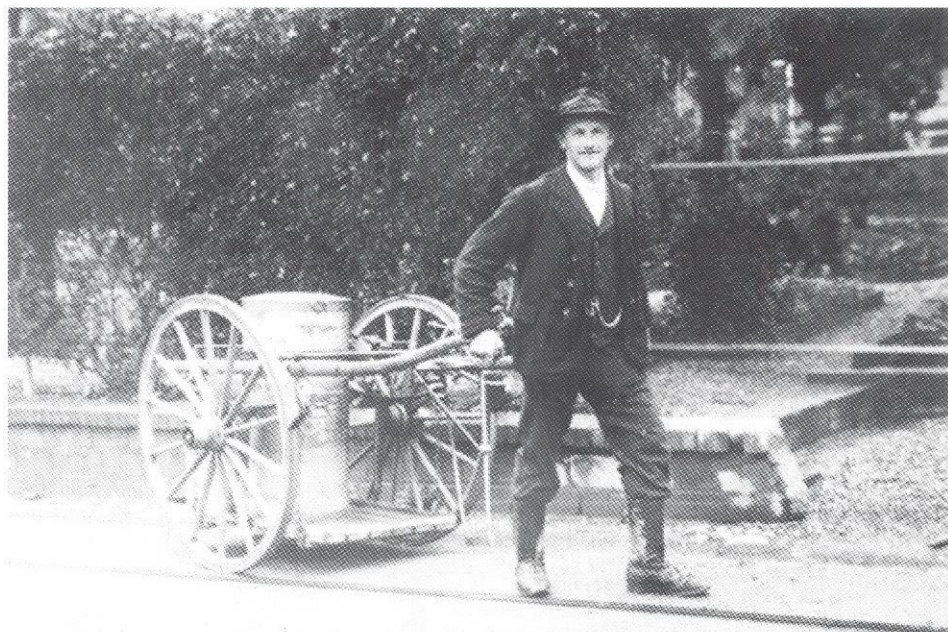


Etwas früher fand der bekannte Verlad der Eisenbahnwagen per Trajektschiff nach Wollishofen statt. Von 1884 bis zur Eröffnung der rechtsufrigen Bahnlinie zehn Jahre später behalf sich die Fabrik mit dieser Lösung, um den Anschluss an die Nordostbahn sicher zu stellen. Es ging darum, damit einen Konkurrenznachteil durch die fehlende Eisenbahnverbindung zu beheben. Innerhalb des Fabrikgeländes bestand bereits eine ausgedehnte Gleisanlage.

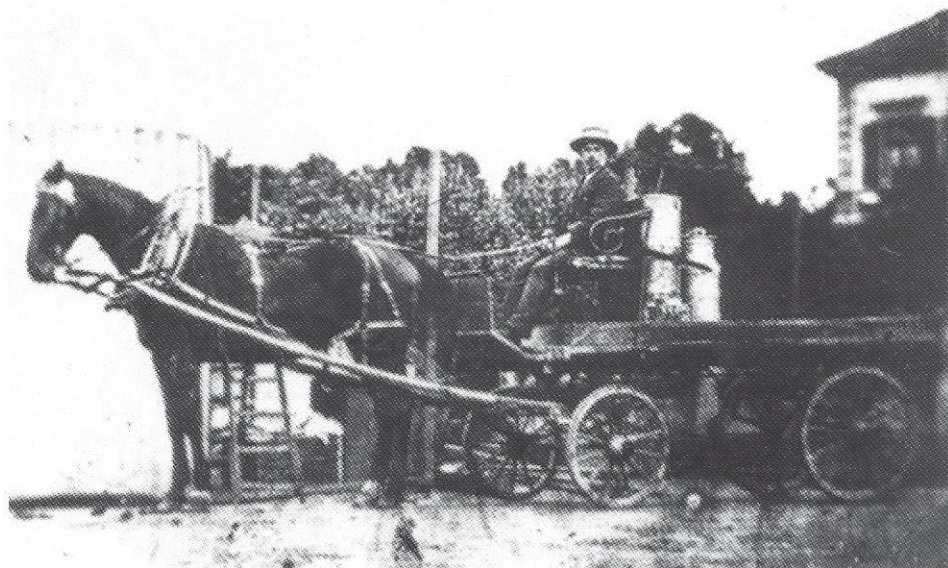
Albert Schnorf-Schlegel erzählt in seinen Erinnerungen über die "Seegfrörni" 1891: Ein denkwürdiges Ereignis war die Seegeförne, die vom 17. Januar bis 19. März dauerte. Am 19. Januar konnte das Trajektschiff zum letzten Mal die Fahrt nach Wollishofen erzwingen. Um den Warenverkehr nicht einstellen zu müssen, wurde am 21. Januar mit der Öffnung eines Schrammen durch das Eis quer über den See begonnen und am 27. Januar konnten die ersten Wagen in Wädenswil überladen werden. Mit dem Trajektschiff wurden durch diese Schrammen 430 Wagen befördert und mit anderen Schiffen 119 Wagen Dünger. Als das Eis unsicher wurde, besorgte die Möve auch den Personen- und Gepäckverkehr über den See. Höchstfrequenz per Tag 204 Personen. Taxe für die Fahrt 50 Cts.



Im Dorfleben änderte sich die Energienutzung ebenfalls. Der Milchmann zog vorerst seinen Milchwagen mit eigener Muskelkraft.

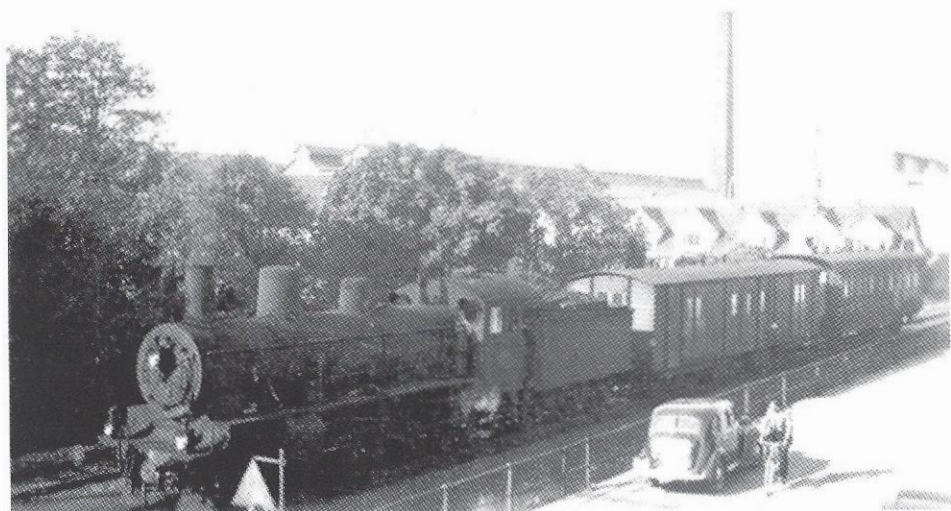


Dann spannte er ein Pferd vor seinen Wagen und später wurde es ein benzinbetriebenes Fahrzeug. Die Bauern fuhrwerkten vorerst mit Ochsen, dann mit Pferden und später mit Traktoren.

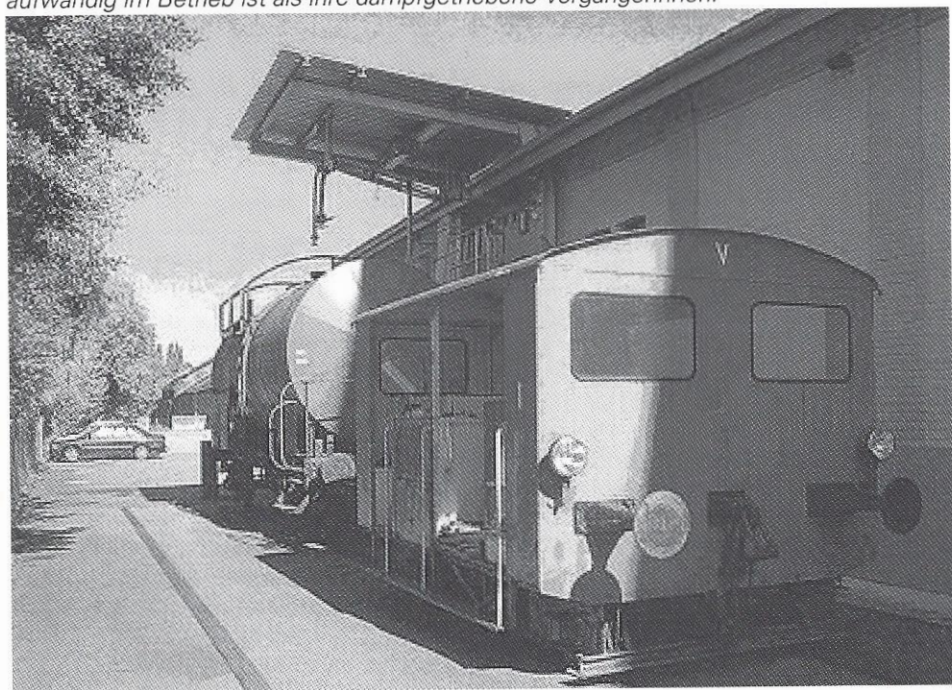


Adolf Steiger mit Milchfuhrwerk vor Schönfels

Die öffentlichen Transportmittel führen zuerst mit Dampf.



Das untere Bild zeigt eine Diesel-Rangierlokomotive der Chemie Uetikon, die weniger aufwändig im Betrieb ist als ihre dampfgetriebene Vorgängerinnen.



Später elektrifizierte man sie. Die Strassenbeleuchtung im Dorf wurde mit elektrischen Lampen ausgerüstet. Strom führte man in Haushaltungen, Handwerksbetriebe und in alle Gaststätten hinein. Parallel dazu hielt der Benzinmotor Einzug. Einige Uetiker benutzten diese neuen Fortbewegungsarten gleich in den Anfängen.

Schwefelsäure

Schwefelsäure ist ein Grundstoff der chemischen Industrie, der heute in der CU vor allem für die Düngerproduktion gebraucht wird, zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber ein wichtiger Hilfsstoff in der Textilindustrie war. Der Stoff stand lange Zeit im Zentrum der Produktion der Chemischen Fabrik Uetikon und wurde von 1818 bis ins Jahr 2002 hergestellt.

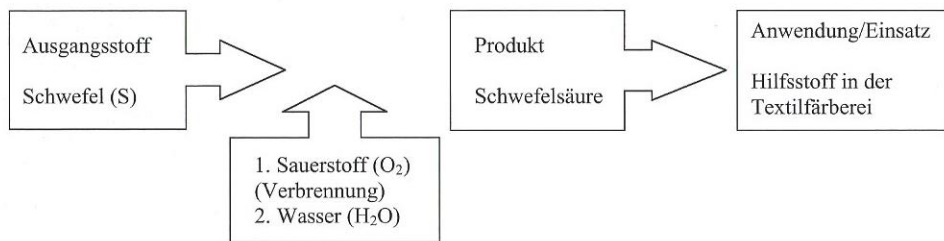
Schwefelsäure entsteht in einem mehrstufigen Herstellungsprozess. Zuerst wird der gelbe elementare Schwefel verbrannt, dann mit Luft und einem Katalysator weiter oxidiert und schliesslich entsteht durch die Reaktion mit Wasser Schwefelsäure. Bei jedem Prozessschritt wird Energie freigesetzt, die in modernen Anlagen zur Gewinnung von Dampf und Elektrizität eingesetzt werden kann. Die Schwefelsäure selber ist eine sehr starke Säure, die viele andere chemische Prozesse in Gang setzen kann.

Die Bedeutung der Schwefelsäure soll in drei Phasen der Entwicklung der Chemischen Fabrik kurz dargestellt werden, zur Zeit der Gründung ab 1818, um 1860 und in der heutigen Zeit.

1818

Schwefelsäure wurde damals als "Vitriolöl" bezeichnet. Die Gebrüder Schnorf haben den Stoff wohl zuerst als Schiffer bei ihren Transporten kennen gelernt.

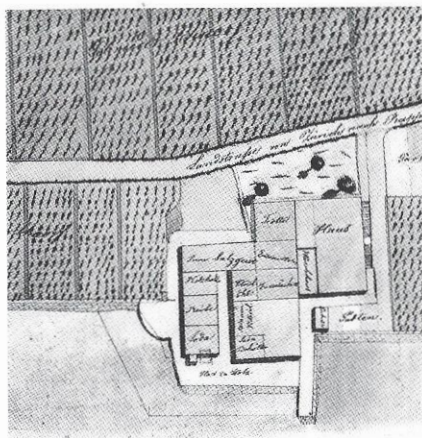
Aus Schwefelsäure wurde Kupfer- und Eisensulfat hergestellt, die damals als Kupfervitriol und Eisenvitriol bezeichnet wurden.



Zu Beginn war das Ziel, 1000 Pfund Vitriolöl, bei Einsatz von 500 Pfund Schwefel, zu produzieren. Es wurden aber aus finanziellen Gründen und weil das Produktionsvolumen zu klein war keine Bleikammern realisiert, sondern nur ein Bleikasten von 6m³ Inhalt. Der Produktionsprozess wird wie folgt beschrieben:

In den Kasten wurde eine Schale mit brennendem Schwefel gestellt unter Zusatz von Salpeter. "Nach nur teilweiser Absorption der Gase durch Wasser und schwache Säure wurde der Kasten gelüftet und der Prozess so lange wiederholt, bis die Säure zur Austreibung der Stickoxyde und Aufkonzentration stark genug war."

zum Salzgeist
Holzkohle
Reibe
Soda



Landstrasse von Zürich
nach Rapperswil

Trotte
Eisenvitriol
Vitriolöl
zum Pachen
Waschhaus
Blauen Vitriol
Soda Behälter
Platz für Holz

See

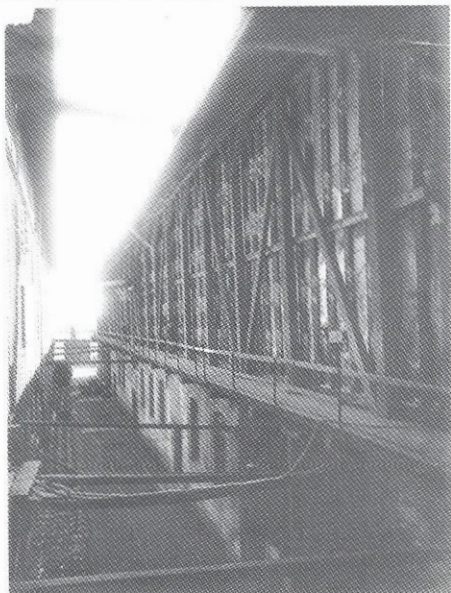
Stammhaus im Langenbaum
Ausschnitt Plan Rudolf Schnorf 1832

1860

Ab 1859 begann die Zusammenarbeit mit dem französischen Ingenieur Clermontel, ohne den der rasante Ausbau der Anlagen in Uetikon und der Anschluss an die europäischen Spitzenklassen kaum möglich gewesen wäre.

Als erstes würden neue Verfahren eingeführt, um das Bleilöten zu verbessern. (Wasserstoff-Knallgas zum Bleilöten), sowie neue Bleileitungen und pneumatische Heber für die Säure installiert.

1863 erfolgte der grosse Ausbauschnitt mit dem Bau einer ersten grossen Bleikammer im heute noch existierenden Gebäude an der Seestrasse auf aufgeschüttetem Gelände.



1865 wurde die zweite Bleikammer mit Schwefelofen und Gay-Lussac-Turm erbaut. Die Kraftübertragung in die "untere Fabrik" erfolgte mit Seiltransmission (Gasventilatoren in Bleikammer)

Ab 1866 wurden Schwefelöfen zur Abröstung von Pyrit (sogenannte Malétra-Öfen) in Betrieb genommen. Pyrit - auch bekannt als "Katzengold" - war wesentlich günstiger als der bisher verwendete Rohschwefel als Ausgangsstoff für die Produktion.



1871 wurde eine dritte Bleikammer-Anlage gebaut. Mit einem Glover-Turm erreichte man mit weniger Aufwand eine höhere Konzentration von Schwefelsäure.

1880

Ab 1880 wurden Phosphat-Düngemittel hergestellt. Möglich wurde dies nur, weil die dazu benötigte Schwefelsäure im eigenen Betrieb hergestellt wurde. Natürliche Rohphosphate, die aus Meeresablagerungen entstanden, wurden aus Afrika (Marokko) importiert. Durch die Zugabe von Schwefelsäure konnten die unlöslichen Phosphate in eine lösliche Form gebracht werden. Dadurch werden sie für die Pflanzen verfügbar. Die Herstellung der löslichen Phosphate bedeutete einen eigentlichen Durchbruch für die Mineraldüngung in der Landwirtschaft.

1940

Ab ungefähr 1940 kam ein neues Anwendungsgebiet für die Schwefelsäure dazu. Die Chemische Fabrik Uetikon begann mit der Produktion von Silicagel. Dabei wird das alkalische Wasserglas mit Schwefelsäure neutralisiert und zu einem Hydrogel umgewandelt. Nach aufwändigen und komplizierten Alterungs- und Trocknungsprozessen entsteht aus diesem Hydrogel ein poröses, hartes Material, das als Trocknungsmittel

eine breite Anwendungspalette aufweist. Bis vor wenigen Jahren war das blau eingefärbte Silicagel unter dem Namen Blaugel im Handel. Dieses Material konnte unter anderem eingesetzt werden, Blumen schonend zu trocknen und zu konservieren.

1970

Ab 1972 wurde die Palette der Trocknungsmittel erweitert, es kamen die Molekularsiebe dazu. Diese Molekularsiebe sind chemisch gesehen Natrium-Aluminiumsilicate und finden ein weites Anwendungsgebiet. Erdgas wird von Wasserdampf befreit, bevor es die lange Reise durch die Pipelines antritt, oder der Zwischenraum von Isolierfenstern wird mit Molekularsieben trocken gehalten. Dadurch gibt es im Winter nie mehr beschlagene Fensterscheiben, aber leider auch keine Eisblumen mehr.

Schwefelsäure wurde auf dem Werkgelände Uetikon von 1818 bis 1984 hergestellt, im Zweigwerk Full am Rhein von 1948 bis 2002. Nach 184 Jahren ununterbrochener Produktion wurde im März dieses Jahres diese Schwefelsäureanlage stillgelegt.

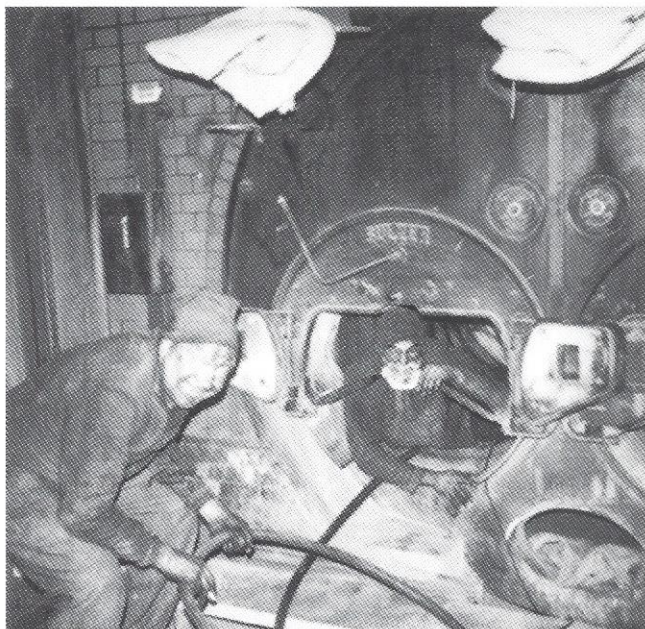
Ab 1964 stellte die Chemische Fabrik deuterierte Verbindungen her, zuerst in Turgi, und ab 1974 in Uetikon. Bei den deuterierten Verbindungen handelt es sich um isotonenmarkierte Substanzen, bei denen der Wasserstoff durch Deuterium ausgetauscht wird. In der Natur kommt das Isotop Deuterium vor, allerdings nur in einer Konzentration von etwa 0.015% (150 ppm). Uetikon hat ein Verfahren, dieses Isotop anzureichern und in Lösungsmittel einzubauen, die für die NMR-Spektroskopie benötigt werden. Die NMR-Spektroskopie, die mit äusserst starken Magnetfeldern arbeitet, dient dazu, Strukturen von organischen Molekülen, wie etwa Peptiden oder Eiweissen, aufzuklären. Professor K. Wüthrich von der ETH Zürich, der dieses Jahr den Nobelpreis für Chemie erhielt, arbeitet seit Jahrzehnten intensiv mit der NMR-Spektroskopie.

Aus alten Tagen der Chemischen Fabrik

Ein Schmunzelgeschichtlein, das sich in den 30-er oder 40-er Jahren des letzten Jahrhunderts wirklich zugegetragen haben soll und mir seinerzeit als Stift in der "Chemischen Fabrik Uetikon" mündlich überliefert wurde:

Es geschah zur Zeit der noch laufenden Pyritöfen. Wo man heute gemeinhin "Mäartplatz" sagt, oder verständlicher Gebäude 438/1 und 2, standen sie, ca. 10 m hoch, 5-6 m im Durchmesser, versehen mit mehreren Röstböden auf welchen der Pyrit mit bläulicher Flamme brannte. Glut, Hitze, Schwefel-Geruch und das ächzende, quietschende Geräusch der Rechen, die eingehängt waren an der rotierenden Welle in der Mitte, der rostrote, alles bedeckende Eisenoxidstaub, genannt Pyritasche und die damaligen Mitarbeiter in verlöcherten Embalage-Sackschürzen, Wadenbinden und verstaubten, zerfurchten Gesichtern verliehen diesem Betrieb eine geradezu gespenstische Ambiance! Ich habe diesen Teil der damaligen Schwefelsäureproduktion in meiner Lehrzeit 1957-1960 selber miterlebt und noch gut in Erinnerung.

Fasnacht war. Februar und klirrend kalt. Doch trotz tiefender Nasen lockten die Bockabende viele Unermüdliche zur Bööggete nach Meilen. Und dort musste an jenem Abend ja ein gewaltiges Heirassa stattgefunden haben. Denn zu mitternächtlicher Stunde torkelte ein Fasnächtler der Seestrasse entlang in Richtung Männedorf heimzu. He ja, der letzte Zug war doch schon lange abgefahren. Nun in der Nähe der "Chemischen" wurde es der armen Säuferseele offenbar auf einmal zu beschwerlich, sich aufrecht zu halten, oder er ist einfach während dem Gehen gestolpert und auf eine Schneemade gesunken. Einerlei, auf jeden Fall hat der diensthabende Nachtwächter bei seinem Rundgang plötzlich ein schlafendes Häuflein Elend im Schnee entdeckt. Was tun, der Lümmel erfriert mir hier noch! So holte er den nächstbesten Schichtmann bei den Pyritöfen und in einer gemeinsamen Hau-Ruckaktion brachten sie den rauschigen, tief schlafenden Fasnächtler auf ein Podest vis-a-vis von einem offenen Schauloch bei einem Ofen, damit



er seine wirklichen Sinne an der wohligen Wärme wieder erlangen könne, quasi zuzusagen durch einen Entgiftungs- Tiefschlaf im Schwefeldampf nach Rezepten von Paracelsus, Künzli, Kneipp oder dergleichen. Irgendwann um die Morgenstunden war nun der Promille-Spiegel des durch die beiden braven Mitarbeiter in Barmherzigkeit geretteten Mannes soweit abgesunken, dass er erwachte. Huii, diese Hitze und geradeaus ein Ofenloch, glühender Kies, blaugelbe Flammen, markerschütterndes Geächze, beissender Schwefelgestank - Donnerwetter! - und zu allem Übel kommt da noch einer die Treppe hoch, in "Sack und Asche", das Gesicht rötlich-scharz beschmutzt vom Staub, in der Hand ein langer Störer aus Stahl. Da - nun grübelt er damit noch im Ofenloch herum! Das war zuviel für den eben erwachten semiernüchterten Fasnachtskumpel und in einer Anwandlung zwischen Grausen und Entsetzen brüllte er flehend unserem biedereren Schichtmann zu: "Oh Herr Tüüfel, hebed Erbarme, Herr Tüüfel, hebed Erbarme mit mir arme Chäib, sie chönd mers glaube, Herr Tüüfel, ich ha doch gar nüd dewäg vill wele suufe!" Natürlich wurde der arme Sünder sofort aufgeklärt, dass es zwar vermutlich fast so aussehe wie in der Hölle und zum arbeiten hier auch manchmal auch fast so sei, dass er sich aber nur in der "Chemischen zUetike" befinde und er nur der Mann von der Frühschicht sei. Froh und erleichterten Herzens über diesen, zum guten Glück nicht so dramatischen Sachverhalt, machte er sich auf den Heimweg, bestimmt in voller Überzeugung, dass dieser Tag noch einmal zum Gnadentag geworden sei für ihn.

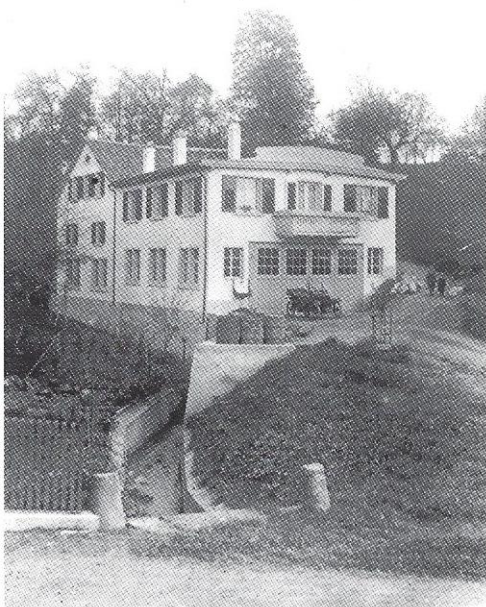
Ob er allerdings für den Rest seines Lebens die Konsequenzen aus diesem Erlebnis gezogen hat entzieht sich meiner Kenntnis.

Walter Messmer

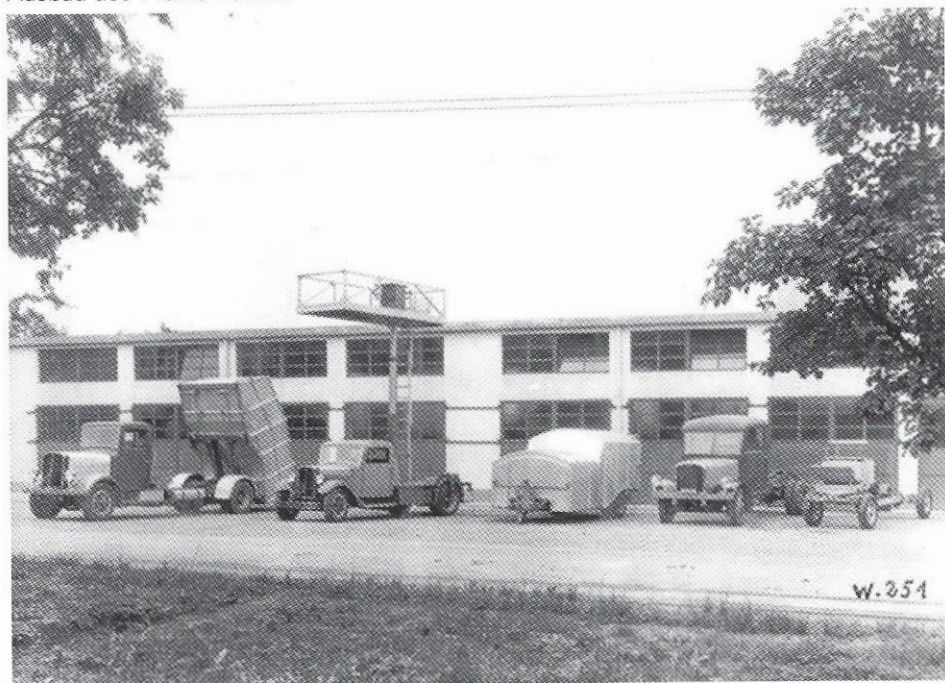
Ölpumpen und Teleskopstützen

In Feldbach konstruierte Tribelhorn Elektrofahrzeuge. Dort arbeitete der junge Ernst Wirz aus Uetikon und eignete sich Kenntnisse in der Fahrzeugtechnik an. Die modernen Lastentransporter liessen den Uetiker Wirz ins Grübeln kommen. Wie könnte man die aufgeladene Last rasch wieder abladen? Mit einem hydraulischen System erfand Wirz den Dreiseitenkipper, mit welchem er grossen Erfolg erzielte und Patente weltweit anmeldete. Hydraulisch verwendete Energie sparte menschliche Schaufelarbeit. 1923/24, als Ernst Wirz die ersten hydraulischen Kipper für Lastwagen erfand, übersiedelte er ins Kleindorf, wo er im Fabrikgebäude am Bach die Produktion aufnahm.

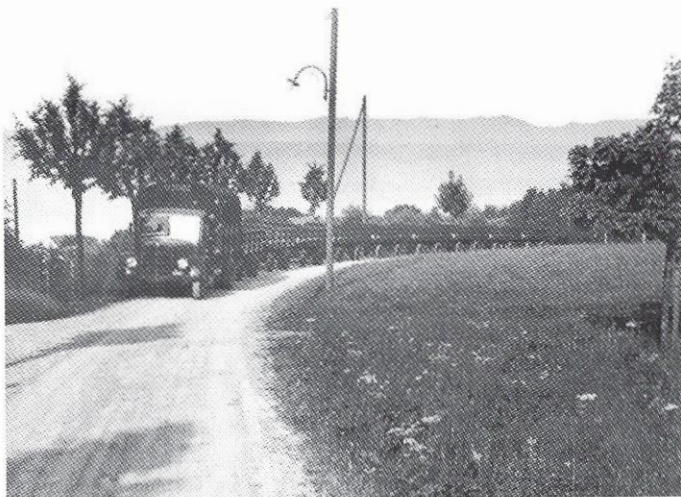
Alte Fabrik im Kleindorf: In diesem eher unscheinbaren Gebäude wurden die ersten hydraulischen Kipper hergestellt.

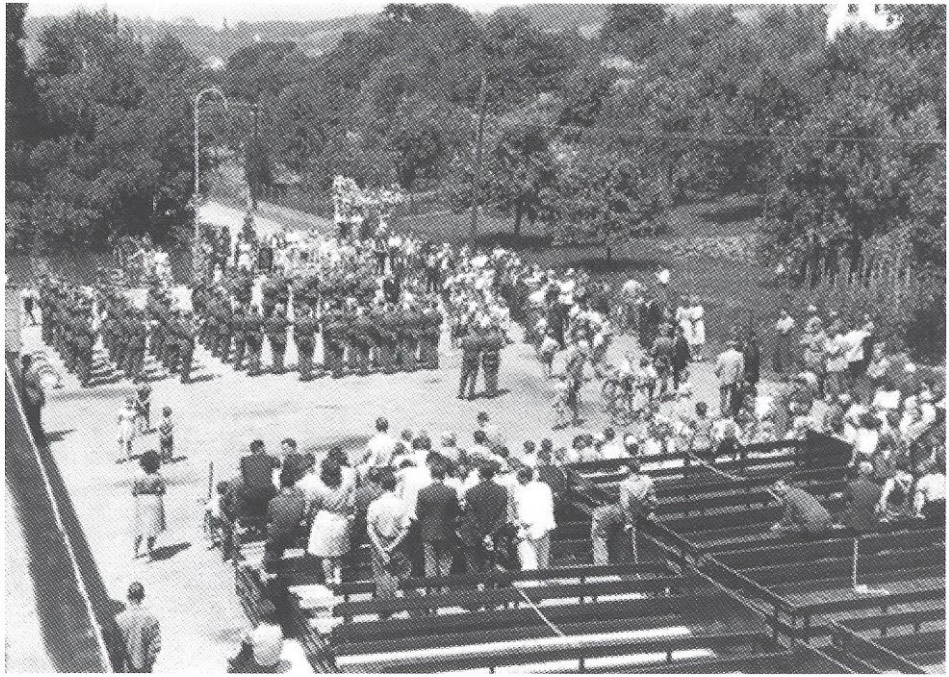


Diese Erfindung, die stets weiterentwickelt wird, verbreitet sich über Lizenzen in alle Welt. In Uetikon selbst beschäftigt die Firma 1926 bereits 30 Arbeiter. 1930 beginnt der Ausbau des Werks Bühlen



Die Weltwirtschaftskrise bringt kurz darauf für den jungen Betrieb grosse Schwierigkeiten. Ernst Wirz sucht und findet neue Anwendungen für die Hydraulik: Wagenheber, Hebebühnen, Turmwagen und Pressen. Während des zweiten Weltkrieges läuft die Produktion in kleinerem Ausmass weiter. Für die Armee werden trotz Materialknappheit 1000 Tornisteranhänger fabriziert.





Im Herbst 1944 findet die Übergabe der Tornisteranhänger an die Schweizer Armee in besonders feierlichem Rahmen und "auch für weitere Bevölkerungskreise" statt. Aus einer Mitteilung der Firma "an den Betrieb" ist zu entnehmen, dass ein Konzert des Regimentsspiels gegeben wird, und zwar "auf Wunsch unseres Generals". Ernst Wirz: "Ich werde nicht fehl gehen in der Annahme, dass dieses schöne Geschenk unseres Generals, das von seiner Volksverbundenheit zeugt, mit Freude begrüsst wird." Wie einfach es doch früher für die Behörden war, Volksverbundenheit zu signalisieren und "Freude" hervorzurufen.

Die Nachkriegszeit lässt sich mit den Stichworten Hochkonjunktur, Neuentwicklungen (WE-LA-KI), Saurer und Rezession umschreiben. Diverse Zweigwerke werden gegründet, unter anderem die Firma Kibras in Brasilien. Anlässlich einer Studienreise 1974 berichtet die Zeitschrift "Automobilwirtschaft" von einem florierenden Unternehmen mit über 200 Beschäftigten, das vom Sohn des 80jährigen Firmengründers geleitet wurde. Mit dem Ende der schweizerischen Nutzfahrzeugindustrie war auch der Niedergang der Firma nicht mehr zu verhindern. Im Jahr 2002 wird sie verkauft und auch die ausgedehnten Fabrikanlagen wechseln den Besitzer.

Anwendung neuester Energie-Erkenntnisse

Energie Uetikon ist darauf bedacht, die konsumierbaren Energien sparsam und sinnvoll einzusetzen. Eine Fotovoltaik-Anlage auf der Sammelstelle Weingarten liefert seit 2001 gemeindeeigenen Solarstrom. Aber auch im Bauen geht man zu neuen Techniken über, die sparsam mit fremden Energien umgehen. Neue Gebäude der Politischen Gemeinde sollen ab 2002 dem Minergie-Standard entsprechen. Die Gemeinde will damit Vorbildfunktion übernehmen.

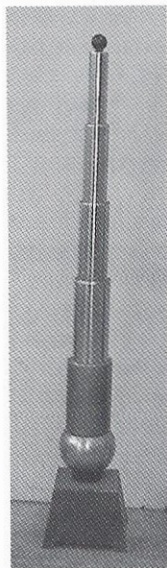
Kräfte für Kräfte

Geistige Energien

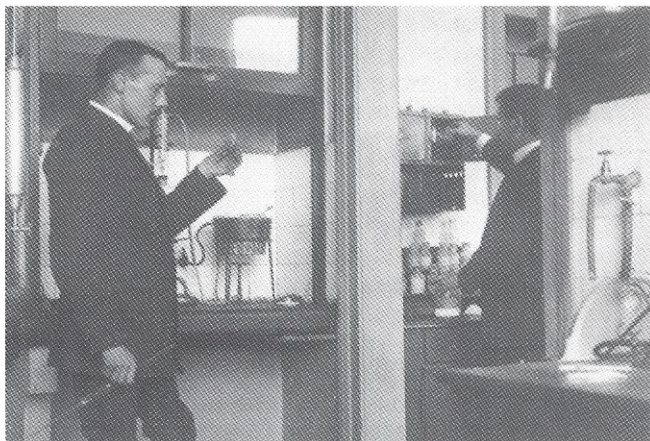
Geniale Menschen lebten und leben auch in Uetikon. In ihren Hinterlassenschaften begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt. Und die geistigen Energien manifestieren sich im Dorf- und Vereinsleben. Viele Einrichtungen wurden in voraussehenden Köpfen geboren: die Wäckerling-Stiftung zum Beispiel, oder die Stiftung Uetiker-Tanne.

Fleiss und Beharrlichkeit

Der unerhörte Geniestreich ist in der Uetiker Geschichte - wie in der Geschichte überhaupt - eher die Ausnahme. Als bahnbrechende Entdeckung, die mit Uetikon verbunden ist, erscheint vor allem die Technik der hydraulischen Kipper von Ernst Wirz. Aber nach dieser Initialzündung war viel beharrliche Weiterentwicklung, viel technisches und kommerzielles Geschick und unablässige Anstrengung nötig: "Durch den Kipperbau mauserte man sich zu einem der damals sehr wenigen Spezialisten auf dem Gebiet der Öl-Hydraulik. Man muss sich vorstellen, dass damals noch keinerlei Komponenten käuflich aus dem Gestell genommen werden konnten. Alles, tatsächlich alles musste selbst konstruiert und produziert werden: Hochdruck-Kolbenpumpen, Steuerventile, selbst die Rohrverbindungen mit den Dichtungen. Die fein gestuften Zylinder der Teleskopzylinder wurden aus dem Vollen gebohrt und fertig bearbeitet. Rohre von genügender Festigkeit waren nicht erhältlich." (Aus einem Text von Herbert Wirz)



Hier ist die geistige Leistung auf das engste mit Fleiss und Arbeitsmoral verknüpft. Das ist sicher ein Grundzug der industriellen Entwicklung und des Erfolgs nicht nur der Uetiker, sondern auch der Schweizerischen Industrie. Man arbeitete offenbar - wie heute auch noch - immer etwas mehr und länger als im Ausland. So berichtet Paul Schnorf-Hausammann von seinem Praxisjahr in Belgien, dass ihn der Chef mit folgenden Worten eingeführt habe: "Monsieur Paul a l'habitude de travailler 11 heures par jour, ne l'empêchez pas de commencer son travail à 6 heures du matin." Im Unterschied zu Brüssel war das in Uetikon so üblich, ganz nach der Maxime seines Grossvaters Rudolf Schnorf-Hauser: "Wenn ein Betriebsleiter um 6 Uhr früh seinen Taglohn noch nicht verdient hat, so wird er ihn den ganzen Tag nicht mehr verdienen."



Ähnlich wie bei der Firma Ernst Wirz stand auch bei der Chemischen Fabrik die kontinuierliche Weiterentwicklung der Produkte und Produktionsabläufe nie still: Während der ganzen über 180 jährigen Geschichte hat sich die Chemische Fabrik Uetikon kontinuierlich entwickelt, neue Produkte eingeführt und bestehende Prozesse verbessert. In den ersten Jahren erhielt man aus 500 lb Schwefel ungefähr 1000 lb Schwefelsäure, heute erhält man aus 500 kg Schwefel 1500kg Schwefelsäure, die Ausbeute konnte von 66% auf nahezu 100% gesteigert werden. In den ersten Jahrzehnten wurde die Abwärme des Herstellungsprozesses nicht genutzt, in der jüngsten Zeit betrieb man mit der Abfallwärme eine Turbine und erzeugte damit Elektrizität.

Es ist wenig bekannt über die Forschungs- und Entwicklungstätigkeiten der ersten Jahrzehnte. Zwar existierten schon früh Laboratorien, aber es ist wahrscheinlich, dass Entwicklungsarbeiten nebenbei ausgeführt wurden. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde eine Entwicklungsabteilung errichtet. In den 50-er Jahren lag ein erster Schwerpunkt bei der chemischen Abwasserreinigung, die zur Patentierung der Fällung von Phosphaten mit Eisensalzen führte. In den 70-er Jahren, nach der Übernahme der Elektrochemie Turgi, lag ein neuer Schwerpunkt in der Entwicklung von organischen Feinchemikalien, isotonenmarkierter Verbindungen und von Zeolithen. Ab 1995 liegt der Schwerpunkt ausschliesslich bei der Entwicklung neuer und verbesserter Zeolithe, sowie speziellen Silicaten. Jede Epoche hat neue Produkte und Prozesse hervorgebracht, die teilweise durch internationale Patente geschützt wurden.

Bildung und soziale Verpflichtung

Die Aus- und Weiterbildung spielte während der ganzen Firmengeschichte der Chemischen Fabrik eine sehr wichtige Rolle. Ab 1822 besass die damals noch junge und kleine Firma ein chemisches Nachschlagewerk von 22 Bänden: "Dictionnaire Technologique, ou Nouveau Dictionnaire Universel des Arts et Métiers". Kurz nachdem die Universität Zürich eröffnet wurde, besuchte Rudolf Schnorf zwischen 1833 und 1836 die Vorlesungen in Chemie. Dazu ein interessantes Detail: Rudolf Schnorf ging zweimal in der Woche nach Zürich, und zwar zu Fuss! Daneben amtierte er noch als Gemeindevorsteher - ein Amt, das den Mann damals offenbar noch nicht ganz ausfüllte. Seine Nachfolger wurden auf ihre Laufbahn gezielt vorbereitet durch chemische Studien und Aufenthalte in Firmen im Ausland.

So wurde der oben erwähnte Paul Schnorf-Hausmann (1872-1946) am Technikum Winterthur und der technischen Schule in Lille zum Chemiker ausgebildet. Nach seinem Aufenthalt in Belgien (bei einer Ingenieurunternehmung und bei Chemiefirmen) trat er in die technische Leitung ein, deren Leitung er 1905 übernahm. Sein Bruder Albert Schnorf-Schlegel (1874-1963) wurde nach dem Chemiestudium ebenso sorgfältig auf die Leitung der kaufmännischen Seite des Betriebs vorbereitet.

Ist es die eigene Erfahrung von der Wichtigkeit der Bildung, die die Leiter der Chemischen Fabrik veranlassten, sich viele Jahre für die Uetiker Schule einzusetzen? Ebenso wichtig war wohl die allgemeine soziale Verpflichtung der Familie Schnorf. Der Einsatz für die eigene Gemeinde war damals eine selbstverständliche Verpflichtung. Wie neue Untersuchungen von Heidi Witzig im Rheintal zeigen, ging es auch durchaus um eine Art "Sozialkontrakt", bei dem von den wirtschaftlich führenden Familien dieser Einsatz erwartet wurde - als Teil ihres öffentlichen Ansehens. Reichtum war durchaus auch eine Verpflichtung und nicht ein Selbstzweck mit dem Ziel der maximalen Vermehrung.

Davon zeugen auch die viele Stiftungen und Schenkungen für die Gemeinde. Besonders zu erwähnen ist die Stiftung Wohlfahrthaus (mit Kindergarten), dann die Zuwendungen im Bereich der Altersheime (Wäckerling), der Krankenfürsorge, der Ferienkolonien etc. In diesem Bereich hat die Familie Schnorf Aufgaben wahrgenommen, die später der Staat übernahm. Die damit einhergehende steuerliche Mehrbelastung und die sinkende Notwendigkeit für privates Engagement in diesen Bereichen haben später diese Form des lokalen Engagements in den Hintergrund gedrängt. In anderer Form und zu Werbezwecken lebt die Betätigung für das öffentliche Wohl in Form des Sponsoring weiter.

Die Führung der Schule übernahm die Familie Schnorf interessanterweise von Pfarrern, die bis 1901 immer das Schulpräsidium innehatten. Ursprünglich war die Schule ganz Obliegenheit der Kirche. Die Motivation sich für die Bildung einzusetzen, ist ganz protestantisch. Jedermann sollte die Heilige Schrift selbst lesen können. So setzte sich der dritte Pfarrer, Peter Lochmann (1692-1697), während seiner kurzen Amtsdauer besonders für die Schule ein. In seiner Amtszeit 1695 ein Schulhaus erbaut, weil das alte "ruinöse" einzustürzen drohte.

Über 70 Jahre Einsatz für die Uetiker Schule

Von 1901 bis 1974 wählten die Uetiker Stimmbürger ununterbrochen Persönlichkeiten zu Schulpräsidenten, die mit der Chemie Uetikon verbunden waren:

Alber Schnorf-Schlegel, VR-Präsident	33 Jahre
Rudolf Schnorf-Flury, VR-Vizepräsident	16 Jahre
Jakob Hepp-Gross, Direktor, Verwaltungsrat	4 Jahre
Gottfried Meier-Widmer, Chefbuchhalter	7 Jahre
Dr. Ernst Sigg, Direktor	13 Jahre

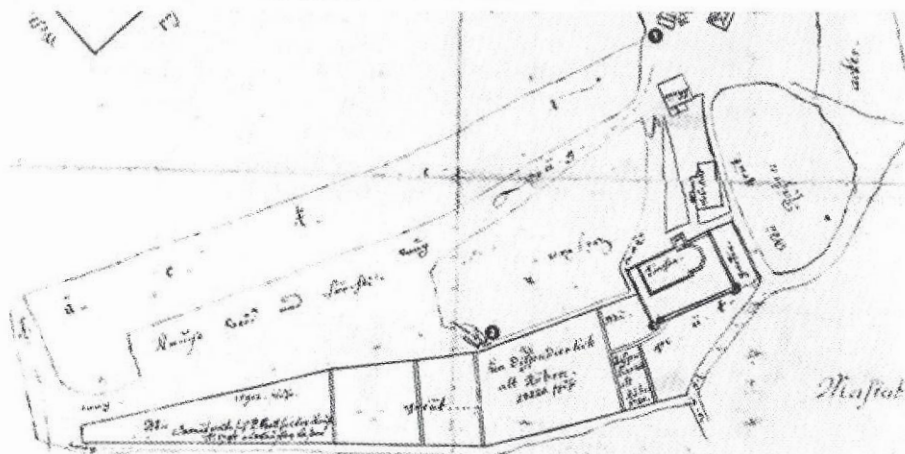
Das Amt des Aktuars und des Gutsverwalters lag 36 Jahre in den Händen von Mitarbeitern der Fabrik.

Rudolf Schnorf-Hauser war von 1839-1870 Mitglied der Sekundarschulpflege Männedorf-Uetikon.

Der Nachfolger setzte sich vor allem für das Sozialwesen, damals als Armenwesen bezeichnet, ein.

Herr Dekan Melchior Usteri (1672-1753) amtete mehr als ein halbes Jahrhundert in Uetikon. Er nahm sich besonders des Armenwesens an, versuchte einen Fonds für die Armen anzulegen, indem er bei den Herren auf den Landgütern in der Gegend für diesen Zweck sammelte. Die einfachen Gemeindegossen beredete er, in der Herbstzeit vom Obstsegen etwas in ein bereitgestelltes Fass in den Schulkeller zu bringen. Den Wein verkaufte er hernach zugunsten des Armengutes. Er selber ging so weit, auf den Pfarrgütern eine Schützenmauer und ein Musterplatz anlegen zu lassen. Der Erlös fiel ins Armengut.

(300 Jahre Kirchgemeinde Uetikon am See 1682-1982)



Schützenmauer und Musterplatz 1750

Wohl auch aus sozialer Motivation, als Hilfe zur Selbsthilfe beteiligte sich später ein anderer Pfarrer aktiv an der Gründung der Sparkasse Uetikon:
Als Anreger der Gründung gilt Pfarrer Johann Kaspar Zollinger (von 1847 bis 1856 9. Pfarrer der Kirchgemeinde und nachmaliger Regierungsrat des Kantons Zürich).
Als Mitgründer wirkten mit Rudolf Schnorf, technischer Leiter der im Jahre 1818 gegründeten Chemischen Fabrik Uetikon, ferner Rudolf Schnorf-Aeppli, Langenbaum.
Die Triebfeder dieser Persönlichkeiten war ein ausgesprochen Sinn für Gemeinnutz.
Eine aufschlussreiche Parallele ergibt sich am Beispiel der Sparkasse Wädenswil, wo ebenfalls der Dorfgeistliche, Paul Philipp Bruch, in der Folge Ehrenbürger der Gemeinde, als Promotor der Sparkasse tätig war. (125 Jahre Sparkasse Uetikon am See)

Verpuffte (geistige) Energie

Zwei Beispiele:

Kreatives Scheitern. 1816 tritt der 31 jährige Heinrich Schnorf als Spinnereidirektor der mechanischen Baumwollspinnerei Zürich zurück. Vor der Gründung der Chemischen Fabrik steht der Versuch, im Stammhaus an der Risi eine eigene Spinnereiuunternehmung aufzubauen. Nur fehlte für das Gelingen eine wesentliche Voraussetzung: Die Wasserkraft als Antrieb. So mussten die Spinnstühle entweder von Hand oder mit Pferdekraft (auch Kühe wurden eingesetzt) angetrieben werden. In dieser Zeit nach dem Ende der Napoleonischen Herrschaft und der Kontinentalsperre fielen die Preise unter dem Druck der englischen Konkurrenzprodukte. Die Gründung der Chemischen Fabrik erfolgte erst, als diese Unternehmung scheiterte und - vermutlich recht improvisiert - etwas Neues begonnen werden musste. Dieses Scheitern war kreativ, sonst wäre es womöglich nicht zur Aufnahme einer chemischen Produktion gekommen, die dem ersten Betriebsleiter, Heinrich Schnorf, ja von seinem Werdegang her nicht besonders nahe lag.

Später wurde sein Bruder, Rudolf Schnorf I., ebenfalls Direktor der Baumwollspinnerei Zürich. Er wurde entlassen, als die Spinnerei wegen einer Absatzkrise ihren Betrieb einstellte. Erst dadurch kam er, der Vater des initiativen Pioniers Rudolf Schnorf-Hauser, nach Uetikon und stellte damit die Nachfolge des begonnenen Werks sicher. Erstaunlich ist, dass auch Rudolf Schnorf, wie sein Bruder Heinrich zwölf Jahre zuvor wieder versuchte, eine Spinnerei zu betreiben. Auch diesmal standen die Spinnstühle im Dachstock des Stammhauses nach Jahresfrist still; auch diesem Unternehmen blieb der Erfolg versagt.

Planungsflops im Verkehr

1850 plante der Regierungsrat des Kantons Zürich die neue Seestrasse. Das Projekt führte mitten durch die damalige Chemische Fabrik - eine existentielle Bedrohung für das Unternehmen, das nun unter der Leitung des initiativen wie energischen Rudolf Schnorf-Hauser stand. Er wusste sich zu wehren, wie sein Urenkel Dr. Paul Schnorf berichtet:

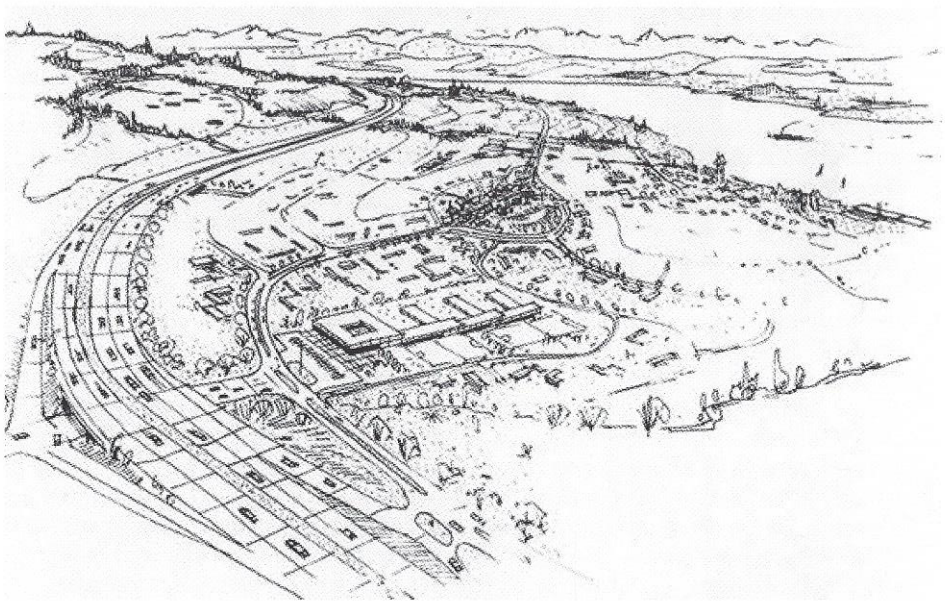
Rudolf Schnorf-Hauser stellte eine ausserordentlich hohe Schadenforderung, falls der Eingriff erfolge, liess ein Gegenprojekt verfassen und übernahm dann den Bau der Seestrasse vom Wäckerlingschen Schopf bis zum Gemeindeplatz selbst. Er baute das benötigte Auffüllmaterial vom Buck oberhalb der alten Landstrasse ab und führte es in Zweiräderkarren durch das steile Strässchen beim Stammhaus zum See, wobei die vollen Wagen die leeren wieder hinaufzogen. Durch diese Materialtransporte wurde die alte Landstrasse, der einzige Verbindungsweg zwischen Zürich und Rapperswil,

unterbrochen. Der Statthalter verlangte mehrmals Sistierung der Arbeit, zuletzt verhängte er Bussen und befahl, für die Fussgänger Bretter zu legen. Die Bauarbeiten aber konnten nicht aufgehoben werden. Mit zäher Energie führte unser Vorfahre das Vorhaben zu Ende. Schliesslich sprach ihm die Regierung für das von ihm erstellte Strassenstück 2625 Gulden zu als Entschädigung.

Diese Methode, der Planung durch eigene Ausführung zuvorzukommen und sie so zu torpedieren, ist sicher bewundernswert, aber heute kaum mehr praktikabel. Geradezu unglaublich ist, dass dieses Vorgehen von der an der Nase herumgeführten Behörde noch durch eine Entschädigung belohnt wurde. Immerhin hat Rudolf Schnorf-Hauser damit die Weiterentwicklung seiner Firma ermöglicht und aus heutiger Sicht so einen Planungsflor verhindert.

Dörfliche Verkehrsplanung

Nach dem 2. Weltkrieg fand statt der erwarteten Wirtschaftskrise der grösste Wirtschaftsboom der Geschichte statt. Das hatte auch Wirkungen für Uetikon. In Anwendung der Kneschaurek'schen Prognosen wurde in Uetikon für 10'000 Einwohner geplant, mit einem zweiten Dorfzentrum im Gibisnüt. Staunend begrüsst man dies als Fortschritt und bildete sich etwas darauf ein, dass Uetikon auch demaleinst "eine Stadt" sein würde. Zu dem geplanten Ausbau gehörten auch die Verkehrsverbindungen für die autogerechte Stadt. Im Verkehrsplan von 1962 schwingen sich diese neuen, breiten Verbindungsstrassen grosszügig über die ganze Breite und Höhe des Gemeindegebiets, umfahren das Grossdorf, überqueren das Haslibachtobel und verbinden den Binziger mit dem Gibisnüt. Keine einzige dieser geplanten Strassen wurde je gebaut, obwohl das Planungsbüro Seiler und Barbe auf die besondere Dringlichkeit hinweist und empfiehlt, die Umsetzung des grossen Werks unverzüglich an die Hand zu nehmen. Es ist doch manchmal von Vorteil, dass hochfliegende Pläne durch finanzielle und demokratische Hürden abgebremst werden.



Streit um die Kirchentüre

Im Jahr 1953 wird die Kirche einer Innenrenovation unterzogen. Dabei erregt die neue zweiflügelige Türe aus Lindenholz nach dem Entwurf des Künstlers Max Hunziker grösseren Anstoss. "Die tiefe Symbolik mit den drei Bäumen, in hellem Lindenholz ausgeführt, sprach die Bevölkerung nicht an. Man verstand das nicht, und die Türe musste weg", schreibt der damalige Pfarrer Emanuel Jung in seinen Erinnerungen. Nach heftigen Diskussionen beschloss die Kirchgemeindeversammlung, die Türe wieder zu entfernen. Noch Jahrzehnte nach diesem Entscheid war der in Uetikon wohnende Lehrer und Maler Oskar Schmid zutiefst enttäuscht und verletzt von der Opposition gegen dieses Werk - ein gutes Beispiel dafür, wie solche Auseinandersetzungen auch Gräben aufreissen können - ein Musterbeispiel für demokratisch verpuffte Energie.

Das Spannungsfeld zwischen Kunst und Demokratie hat die Gemeinde Uetikon auch später beschäftigt. Dass es hier zu Spannungen kommen muss, liegt in der Natur der Sache. Einerseits ist die künstlerische Entwicklung dem Durchschnittsgeschmack ständig voraus, andererseits pochen die Bürger auf ihr demokratisches Mitspracherecht und wollen sich keinenfalls mit der Rolle der nicht zuständigen Banausen zufrieden geben.

In das gleiche Kapitel geht wohl auch der Streit um die Schieferfassade des neuen Schulhauses Riedwies. Auch hier standen sich die ästhetischen Vorstellungen der Architekten, die von den Behörden geteilt wurden, und die der Opponenten unversöhnlich gegenüber.

Bildquellen:

<i>Chemische Fabrik Uetikon</i>	<i>Seiten 2, 12, 14, 16</i>
<i>Annarös Kouzounis-Tschumper</i>	<i>Seite 14</i>
<i>Armin Pfenninger</i>	<i>Seite 15</i>
<i>Eugen Roth</i>	<i>Seite 25</i>
<i>Karl Schneider</i>	<i>Seiten 10, 24</i>
<i>Fritz Steiger "Miis Uetike" I + II</i>	<i>Seiten 1, 6, 7, 13</i>
<i>Albert Steiger</i>	<i>Seiten 7, 19</i>
<i>Stiftung Wohlfahrtshaus</i>	<i>Seite 8</i>
<i>Unterrichtsmaterialien Bundesamt für Statistik</i>	<i>Seite 3</i>
<i>Herbert Wirz</i>	<i>Seiten 0, 9, 21, 22, 23</i>
<i>Zentralbibliothek Zürich</i>	<i>Seite 11</i>

Verwendete Literatur:

- Peter Ziegler: Uetikon am See*
Fritz Steiger: Uetikon und Miis Uetike Bd. I + II
300 Jahre Kirchengemeinde Uetikon am See 1682 - 1982
Aus der Chronik der Chemischen Fabrik Uetikon 1944
150 Jahre Chemische Fabrik Uetikon
Ulrich Geilinger-Schnorf: Die Geschichte der Chemischen Fabrik Uetikon von 1818 - 1993
125 Jahre Sparkasse Uetikon am See 1850-1974
Albert Hauser: Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert
Hans Peter Treichler: Die stillen Revolutionen. Arbeiterwelt und Häuslichkeit im Umbruch (1880-1900)
Anette Frei: Die Welt ist mein Haus. Das Leben der Anny Klawa-Morf
Erich Stark, Karl Schneider: Uetiker Geschichten rund um den Obstbau 1991

Donatoren und Leihgeber:

*CU Chemische Uetikon AG
Urs Peter Frech
Kurt Hämmig
Anna Rosa Kouzounis-Tschumper
Ursina Lenz
Armin Pfenninger
Eugen Roth
Heinz Rusterholz (Sparkasse Uetikon)
Karl Schneider
Albert Steiger
Uetiker Tanne
Gemeinde Uetikon am See
Ida Widmer
Herbert Wirz
Stiftung Wohlfahrtshaus*

Broschüre:

Beratung und Recherchen:

*Ursina Lenz
Richard Kind
Armin Pfenninger
Theo Wyler
Karl Schneider*

Texte:

Erich Stark

Gestaltung:

Karl Schneider

November 2002



Uetiker Museum
8707 Uetikon am See